

Stizze von M. Wiesenbanger.

Ueber die Schwelle des Justizgebäudes tritt er in seinem grauen, zerlumpten Anzug, den zerdrückten Hitzhut auf den dunklen Boden, die Hände auf dem Rücken. Neben ihm ein Wächter des Gefängnisses in Uniform und Bittelhaube. Er hat acht Tage in Untersuchungshaft gefessen, wegen Bettelns und rechtswidrigen Ueberschreitens der Grenze. Heute ist er frei. Wegen Bettelns hat man ihn nicht bestrafen können, da er in dem Hause, wo er abgefahrt wurde, lauter Zeugenaussagen, nur um ein Glas Wasser gebeten hätte. Und die Strafe für dies Ueberschreiten der Grenze wird ihm, dem Ausgewiesenen, durch die Untersuchungshaft als verbüßt angesehen. Nun wird er zum zweiten Male über die Grenze gebracht. In einer halben Stunde ist es geschienen. Stumpf sinnig geht er durch die Straßen der kleinen Nachbarstadt. Die Hände in den Hosentaschen, die zerfetzten, weiten Schuhe mühsam an den Füßen schleppend. Wohin? — Er senkt den Kopf, — er weiß es nicht!

Wohin hat er seines, nicht einen Pfennig, dafür aber Hunger und Durst. Arbeit? — Dieß ist für ihn nicht, zerkümpert, wie er ist und mit dem „bestraht“ in seinem Arbeitsausweisbuch, „Bestraf“, das war vor einem Jahr. Damals hatte man ihn wegen Bettelns und Widergesetzlichkeit gegen die Staatsgewalt vier Wochen eingesperrt. Er steht einen Augenblick still, dann geht er wieder weiter. Was hilft's — er bettelt noch einmal. Er läutet an einem schönen Haus. Ein Dienstmädchen öffnet ihm.

„Haben Sie vielleicht etwas zu essen?“ „Hier wird nichts gegeben.“ Und die Thür fliegt in's Schloß. Peter Horner zieht die Schultern hoch, er ist so etwas gewöhnt. Langsam trauert er weiter und fragt in nächsten Hause an. Ein Kind gibt ihm ein Zweipfennigstück. Er sagt sein übliches „Vergelt's Gott“ und versucht sein Heil weiter. Nach ein paar Stunden hat er ein Paar Stiefel, die etwas besser sind als seine eigenen, ein altes Hemd und dreifig Pfennig eingekauft. Eine Mitleidige gibt ihm eine Tasse Kaffee und ein Bröckchen. Aber er ist noch nicht satt.

In einem kleinen Hinterladen läuft er Brod und eine Flasche braunes Bier, dann geht er seitwärts dahin, wo die Wiesen beginnen, welche durch Amds und Gräben abgetheilt sind. In einen trocknen Graben geht er sich, zieht die Stiefel an die strumpfloßen Füße und wirft die zerfetzten Schuhe fort. Auch sein schmutziges Hemd, das ihm in Fetzen am Körper hing, wirft er von sich. Das neue ist überall so klein, aber es ist nicht zerfissen. Gierig verschlingt er das Brod. Es ist nur zu früh alle, wie auch das Bier.

Er streckt sich in dem Graben aus, die Hände unter dem Kopf, den Hut in die Augen geschoben! Er will versuchen zu schlafen. Er ist müde und auch nicht. Eine träge Ruhe kommt über ihn. In der Nähe spielen auf der Wiese Kinder. Sie lachen und kreischen und singen. Pflöcklich bricht eins durch die Hecke und sieht Peter. Der setzt sich auf. Das Kind schreit und fliegt davon. Peter sieht durch die Hecke, wie auch die Andern mit Sturmeschritt über die Wiese rennen. Sie fürchten sich vor ihm, dem Zerlumpten, dem Strolch. Er ist ausgehoben aus der Menschheit! Peter verzieht sein Gesicht, als ob er lache und legt sich nieder. Bald schläft er und die Hahnenrufe hält die Sonnenstrahlen von ihm ab. Ringsum blühen die Brombeeren, die Glockenblumen und das Saiselkraut, roth, lilä. Von den Feldern duften die aufgeschlagenen Aehrenbündel und das trocknende Heu. Die Sonne will schon wieder sinken, als er aufwacht. Er gähnt, redt und streckt sich und hockt in sich zusammen. Hunger und Durst quälen ihn. In einiger Entfernung steht ein Bauernhaus. Peter trauert borthin, um zu fragen, ob vielleicht in der Ernte Arbeit für ihn da sei. Zwei mächtige Hunde sehen ihm entgegen und würden ihn zerfleischt haben, wenn nicht der Knecht sie mit donnernder Stimme zurückgerufen hätte. Arbeit gibt es nicht, aber einen Teller Suppe. Dann drängt der Knecht, zur Seite die murrende Hunde, ihn zum Thor hinaus.

Peter weiß, daß sie ihm nicht trauen. Einen Handlanger würden sie wohl noch gebrauchen können, aber er zieht ihnen zu verächtlich aus. So geht er wieder, der Reihe nach in die anderen, engeren Häuser. Ueberall der gleiche Erfolg. Aber er ist wenigstens satt geworden dabei. Abends legt er sich auf in Heubündel mitten in der Wiese und schläft bis Morgens die Sonne ihn weckt. Dann geht er weiter auf die Arbeitsfunde. Mit gleichem Resultat! Ueberall, wohin er kommt, sieht man mitleidig und verachtungsvoll auf ihn. Was er wieder Abend geworden und er in einem Heuhaufen seine Nachtruhe sucht, kommt über ihn eine Gedankenswemme. Der Augusthimmel ist voll Sterne. In einem nahen Sumpfe quaken die Frösche. Sonst ist alles still. Peter kretzt sich. Die Poesie ist eine Gottesoffenbarung. Jeder Mensch dessen Seele nicht ganz im Materialismus verbohrt oder im Schmutz verfunken ist, fängt einmal hin und wieder einen Lichtkeil davon auf und kann sich in diesem Strahl. Peter Horner ist ein Lump, der nichts beder. In der Welt, eine Frucht ohne Saft und Kraft am Baum des Lebens. Einer, der nichts glaubt, als daß die Welt und die Menschen ein ganz über-

flüssiger Unsinn seien. Troddem kommt es in dieser stillen Abendstunde über ihn wie Poesie und diese Poesie trägt das Gewand der Erinnerung. Er träumt, träumt mit wachen Augen, während er in den Sternenhimmel starrt.

Ein kleines Dorf, langgestreckt, durchzogen von einem klaren Bach, eingekrahmt von Weiden, Auzien, Pappeln. Seine Ufer steigen hoch auf, denn im Frühling, wenn der Frühling braust und der Schnee schmilzt auf den Bergen, schäumt das Wasser und reißt und tobt. Im Sommer, wenn der Bach ganz ruhig über die Steine zieht, waten die Dorfkinde darin mit nackten Beinen, fangen die gut schmeckenden kleinen Fische, Grundeln genannt, unter den Steinen und da, wo der Bach die Mühle treibt und ein runder Teich geworden ist, suchen sie Muscheln und essen sie frisch weg aus der Schale. Am Mühlteich in dem kleinen Hause, an dessen Fenstern stehen auf dem Brett Blumentöpfe standen, Nelken, Geranien, Winden und alle möglichen anderen, war der kleine Speisekellner der Mutter. Schmal und klein war er, aber er hatte eine Menge Sachen darin. Seife, Petroleum, Käse, Wurst, Schußbänder, Nähzeug und Vieles mehr. In den Laden kamen die Frauen der Nachbarstadt, standen oft stundenlang und schlachten über das, was im Dorfe passierte. Die Mutter war die lauteste unter ihnen, ihre Stimme war scharf und kräftig. Wenn der Vater heimkam in seinem schmutzigen Erbsenbeutzeug, war meist das Essen nicht fertig, dann schimpfte er, fluchte und schlug manchmal die Mutter. Abends ging er in's Wirthshaus. Da sah er, bis sie ihn nach Hause brachten. Allein kam er selten. Er stolperte in die Stube, warf die Stiefel ab, daß es strakte und er, Peter und die zwei Kleinen aus dem Schlafe fuhren. Die zwei Kleinen! Der eine davon entrannt im Mühlteich, der Andere wurde überfahren von einem Steinwagen und war hernach ein Krüppel. Er kam von Amtswegen in eine Armenanstalt, weil er auch an Halsstich litt und starb nach ein paar Jahren. An den Mühlteich stieß der Schloßgarten. Das Schloß war lange unbewohnt. In dem Garten mußte Peter das Obst stehlen und zwei Mal ertrappe ihn der Eingüterer und schlug ihn windelweich. Im Hause schlug ihn die Mutter auch für seine Dummheit. Sie schickte ihn aber immer wieder.

Einmal sagte in der Schule der Lehrer, daß das Stehlen eine Sünde sei und erzählte von den Höllenstrafen, die ein Dieb leiden müßte. Da wollte er nicht wieder über die Hecke klettern. Die Mutter aber machte ihm klar, so was sei für Dumme und der Lehrer habe Angst um seinen eigenen Garten. Sie sprach noch vieles und zum Schluß mußte Peter, daß es seinen Gott gab und stahl weiter mit Schlaubeit und Verwegenheit. Dann starb der Vater. Er hatte sich zu Tode getrunken. Sie kampferte damals schon in der alten Barade vor'm Dorf. Der Laden war ihnen genommen worden und da fing die Mutter auch an, Branntwein zu trinken. Bald hatten sie nicht mehr als ein paar Strohfäde, einen Tisch, einen Stuhl und etwas zerbrochenes Geschirr. Er half bei Bauern aus, verdiente wenig, stahl desto mehr. Nicht lange, da starb auch die Mutter. Ihn that man in eine Zwangsanstalt. Er entließ und trieb sich auf den Landstraßen umher, auf Heubünden und in den Scheunen schlafend. Damals war er zwölf Jahre alt gewesen.

Der Strolch redte sich in seinem Heulager, dehnte die Glieder nach allen Seiten und sah noch immer in den Sternenhimmel. Und dann kam es über ihn im Gewande der Erinnerung. Es wird ihm wieder ganz weich zu Muthe wie damals. Auch heute fühlt er in sich so ein ganz merkwürdiges Etwas, so einen Schmerz, getabe wie damals, als er im Kornfeld lag und schluchzte, daß sein ganzer Körper bebt.

Er hatte auf seinem Gutshof ein Mittageffen bekommen und verzehrte es an der Remisehür. Im Hof stand ein Reifewagen. Die Herrschaft wollte verreisen. Ein kleines Mädchen sprang hurtig umher. Es hatte blonde, blonde Locken. Pflöcklich kam sie auf ihn zu, betrachtete ihn eine Weile und fragte ihn: „Zit das gut?“ Er sah sie an und nicht.

„Du hast hübsche braune Augen und schöne schwarze Locken.“ sagte sie, „wie schade, daß Du so ein Strolch bist.“ „Wie heißt Du?“ „Peter Horner.“ „Peter Horner, Du müßt Dich besser waschen und Dir Dein Zeug nähen lassen. Das sind ja lauter Fetzen. Hast Du keine Mama?“ Er schüttelte den Kopf.

„Ach, das ist traurig, dann glaube ich wohl, daß Du so aussehst!“ Sie lief zu der Dame, die an dem Reifewagen stand und zog sie zu ihm hin. „Sieh, Mama, der arme Junge hat keine Mama! Schenk ihm einen neuen Anzug!“ Die Dame war in Eile, denn der Herr stieg in den Wagen und winkte ihr.

Sie rief einem Diener zu, für einen Anzug zu sorgen, und dann stieg auch sie mit dem kleinen Mädchen ein. Das rief noch zurück: „Aueu, Peter Horner, wir reisen jetzt an das große Meer!“ Der Diener brachte einen Anzug, der ihm überall zu groß war, und

sagte dabei: „Du kannst ihn hier in der Remise anziehen. Deine Lumpen wirf auf den Mist und mach', daß Du fortkommst. Wir können kein Gefindel auf dem Hof gebrauchen.“ Er ging, aber nicht weit davon legte er sich in ein Kornfeld und ihm war so zu Muthe, als ob es in ihm wühlte. So ein ganz sonderbares Gefühl, wie wenn er daran erscheiden sollte. Er würgte und würgte, aber es half nichts, aus seinen Augen schoß ein heißer Strom. „Wie schade, daß Du so ein Strolch bist.“ Das hörte er immer wieder und sah die blauen Augen des kleinen Mädchens. Sie hatten ihn so traurig angesehen. Das Weinen wollte gar nicht aufhören. Er mußte schluchzen, schluchzen bis er ganz matt war. Dann wurde er ruhig, stand auf und trollte langsam wieder zum Gutshof hin. Er traf da einen Mann, der in blanken Schaffstiefeln hin- und herließ und den Knechten befohl. Als er ihn sah, pochte er ihn an.

„Was willst Du hier?“ „Haben Sie Arbeit für mich?“ „Arbeit, Du Lump? Das kennt man schon! Stehen willst Du! Marsch, scheiß Dich!“ „Nein, ich möchte Arbeit. Ich will gewiß nicht stehen.“ „Scheiß Dich, sag ich, oder ich laß die Hunde los!“ „Ich will aber kein Strolch mehr sein, ich will arbeiten!“ „Phylax, Tyras!“

Und ein schriller Pfiff tönte über den Hof. So schloß das einzige Stück Poesie in Peters Leben! Peter ist ein Strolch geblieben. Niemand nahm sich seiner an. Landstreicher! Heute ist er wieder weich wie damals. Um ihn duftet und blüht alles, die frische Heulust berührt ihn fast. In ihm wühlt es wieder und würgt ihn, bis ein heißer Strom ihm über die Bartstoppeln läuft. Ganz wie damals — zum ersten Male wieder. Er ist ein Strolch geblieben.

Aber die Menschen haben es nicht anders gewollt! Sie haben ihn ausgehoben, sie glauben nicht daran, daß es ihm einmal wirklich ernst war, kein Lump mehr sein zu wollen. Peter schluchzt, daß der ganze Körper bebt. Und rings umher ist ein Blühen und Dufte, und strahlende Lichter fallen vom Himmel. Sternschnuppen! Woher! Wohin! Aus dem Geheimnisvollen in das Geheimnisvolle! Menschenlos! — Endlich wird es still in Peter. Er legt sich auf das rechte Ohr, bedeckt sich mit Heubündeln und schläft ein. Am nächsten Morgen geht er mit festen Schritten, die Hände in den Rocktaschen, den Hut schief auf den schwarzen Locken, in den nächsten Bauernhof. Keine Arbeit! Er verliert es weiter, so lange, wie seine Energie, kein Strolch mehr sein zu wollen, anhält! Abgewiesen! Abgewiesen gleich von vornherein oder nachdem man sein Ausweisbuch verlangt hatte. Peter weint nicht mehr, Peter lacht. Kein weicher Zug ist mehr in seinem Gesicht, aber ein wilder, trotziger Muth spricht daraus. Auf der Landstraße trifft er ein paar Genossen, Wegelagerer schlimmster Sorte. Er schließt sich ihnen an und wird einer der ihren. Jetzt hat er Arbeit gefunden, vollauf, Arbeit, um die er nicht bettelt, die er sich nimmt! Schloßöffner öffnet er mit den Kumpen, die festesten, sichersten Schloßöffner und bezahlt sich seine vorzüglichsten Leistungen selbst nach den vorhandenen Mitteln. Der schwarze Peter ist eine Berühmtheit geworden und die Polizei bietet alle ihre Kräfte und Intelligenz auf, ihn zu fangen. Aber der schwarze Peter ist schlauer. Er hat alle die bösen Geister wacherufen, die dem Menschen zur Verfügung stehen, wenn die guten Engel sich abgewendet haben und mit dieser Kraft arbeitet er. Noch hatte er kein Menschenleben angegriffen, aber was würde dieser verwegene Geselle nicht thun, um seine Freiheit zu retten. Er ist ein Schredgespenst! Und richtig, da kommt es! Nach einem Einbruch in seiner bekannten geschickten Art, findet man Morgens den Vorhänger des Hauses in seinem Blute schwimmend. Der Mordruf ist groß. Wo ist das Schreulach, der Räuber? — Der? Der hat das Weichbild der Stadt verlassen, wandert quer über die Felder und Wiesen bis der Abend kommt und trücht dann in einen Heuhaufen. Ausruhen muß er eine Stunde. Der Himmel ist wieder so sternklar wie vor einem Jahre, als Peter noch einmal rang mit seinem besseren Ich.

Er denkt daran, aber heute kommen die Tränen nicht mehr. Das ist wahrhaftige Wuth, die ihn heute erschüttert! Er ballt die Fäuste und schüttelt sie und lacht und lacht mit den Zähnen. „Schade, daß du so ein Strolch bist!“ — Ein Strolch? Ha! Ha! Ein Strolch!

Der schwarze Peter lacht, daß sein ganzer Körper bebt! Und vom Himmel fallen die Lichter. Aus dem Geheimnisvollen in das Geheimnisvolle. Das größte Geheimnis aber ist das Leben!

Die Extreme berühren einander: der Verschwendung kommt schließlich zum Wucherer.

Peter, der Radfahrerdackel.

Humoreske von A. v. Berge n.

Der Dackel hatte die ganze Schuld, der schwarze Dackel Peter, mit dem trummern Beinen. Er war sonst ein urgemüthliches Vieh, aber Radfahrer konnte er nun einmal nicht leiden, wenn er einen daherkommenden, sträubte sich ihm das Haar und kläffend schnappte er nach den Waden des unglücklichen Strampfers, von denen er schon manch' einen zu Fall gebracht hatte.

Vergebens hatte Käte, die glückliche Besitzerin des Dackels, sich bemüht, ihm seinen Haß gegen die Radfahrer abzugewöhnen. Nun hatte sie den strengsten Befehl erhalten, ihren Dackel niemals wieder mit auf die Straße zu nehmen. Das war indessen leichter gesagt als gethan. Peter war ein echter Dackel, er hatte sogar einen Stammbaum, er that niemals was, was er sollte. Wenn man ihm sagte: „Du bleibst hier, du darfst nicht mit,“ so sah er zu, daß er um jeden Preis auf die Straße gelangte, wo er sich dem Herausretenden ganz harmlos anschloß.

So war es auch heute wieder gelungen. Käte war unangenehm überrascht, als sie nach ein paar Schritten plötzlich ihren Peter neben sich bemerkte, der schweißbeden an ihr Emporsprang. Sie hatte durch die Stadt gehen wollen, nun drehte sie um und ging den Anlagen zu.

Käte war traurig. Sie hatte zwei ältere Schwestern, die sich bereits in sehr heirathsfähigem Alter befanden, aber immer noch keinen Mann finden konnten, sie waren daher oft schlechter Laune und ließen sie dann an der hübschen, jungen Schwester aus. Heute hatten sie sogar die Mama aufgehegt und es hatte Schelte über Schelte gegeben. Sie schritt jetzt auf einer, um diese Zeit menschenleeren Chaussee dahin, die auf einer Seite von Feldern, auf der anderen von einem Wäldchen begrenzt wurde.

Peter amüßte sich auf eigene Faust, er jagte den Krähen nach, die sich in den Ackerfurchen niederließen; plötzlich hob er laufend den Kopf, zog die langen Hängeohren zurück und stürmte mit lautem Gebläse davon. „Ein Radfahrer,“ dachte Käte entsetzt, und da war das Unglück schon geschehen. Das Rad lag im Graben, der Radfahrer im Chausseegraben und Peter handt murrend neben ihm.

„O, Du Ungethüm!“ schloß Käte und lehnte ganz kraftlos gegen einen Baum, dann aber raffte er sich auf, der Verunglückte rührte sich nicht, man mußte ihm wohl zu Hilfe kommen. Peter entfloß beim Rasen seiner Herrin schuldbewußt hinter ein Gebüsch und Käte beugte sich über den Daliegenden. Ein Leutnant, o Gott, ein Leutnant! Sie hatte immer gewünscht, einmal die Bekanntschaft eines solchen zu machen, aber nicht auf diese Weise.

Der Verunglückte schlug jetzt die Augen auf und sah in Käte's mitleidiges Gesicht. Sie versuchte ihn zu unterstützen, als er sich etwas mühsam aufrichtete und nach dem grafsigen Abhang, der die Chaussee vom Felde trennte, hintrieb. „Wie soll ich Ihnen danken, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er. Käte wurde roth und schielte ängstlich nach Peter.

Der Leutnant erhob sich jetzt mehr und mehr. Es war wohl nur der festige Prall, mit dem er ausgeschlagen war, der ihn betäubt hatte, denn außer einer Schramme an der Stirn und einem Stoch am rechten Arm war er unverletzt. Auch das Rad, das man mit vereinten Kräften aus dem Graben holte, war unverletzt. „Das ist die Hauptsache,“ rief sein Befehrer mit heiterem Lachen. Peter, dem es in seiner Einsamkeit schon lange langweilig geworden war, hielt den Augenblick für gekommen, sich einzustellen. Schwanzwedelnd kam er angewandelt und begrüßte den jungen Mann, als wäre es sein bester Freund.

„Dieser Schlingel,“ rief Käte und ergüßte ihn am Halsband, „der ist an Allem schuld. Aber nun wird er auch ohne Gnaden verkauft.“ „Ach nein, ach bitte, lassen Sie ihn.“ Der Leutnant befreite den ängstlich heulenden Peter. „Er kann gewiß nichts dafür. Ich bin ja erst Anfänger in der Radfahrerkunst, benütze diese einfache Chaussee, um zu üben, und wäre auch ohne ihren Dackel gestürzt.“

Peter hob schon wieder stolz den Kopf, er hatte natürlich alles verstanden. Glänzend verdröhte er seine schlaunen Augen und ließ sich das glatte, schwarze Fell streicheln. Er und der Leutnant waren Freunde für immer.

Käte war den nächsten Tag sehr nachdenklich, eine stille Freudigkeit schien dabei über ihr zu liegen. Es war Wabschlag, sie hatte viel zu thun. Troddem machte sie es möglich, so gegen sechs Uhr abends zum Spazierengehen fertig zu sein. Als sie ein wenig zögernd sich der

Haus Thür näherte, kam ihr schwänzelnd Peter nach, der ihr auf alle Weise seinen Wunsch, mitgenommen zu werden, zu erkennen gab. „Ja, Peter,“ flüsterte Käte, „Du darfst mit. Wir müssen uns doch mal erkundigen, wie es ihm geht.“

Peter war musterhaft artig. Fromm wadelte er neben seiner Herrin dahin. Der Leutnant hatte heute keine Veranlassung, vom Rad zu fallen, er sprang herunter, als er der beiden ansichtig wurde. Er war wieder ganz gesund. Auf der Stirn trug er ein großes Pflaster und sein Arm that ihm gar nicht mehr weh.

Die Mama, Bertha und Marie hatten in der nächsten Zeit keine Veranlassung mehr, sich über Käte zu beklagen. Sie war so sinnig und sanft wie noch nie. Den ganzen Tag arbeitete sie im Hause herum, nur gegen Abend pflegte sie einen Spaziergang zu machen, zu dem sie immer ihren Hund mitnahm.

Peter wußte genau Bescheid. Bedächtigt und vergnügt wandelte er dahin. An den Wegkreuzungen drehte er sich schon gar nicht mehr um, er wußte nur zu wohl, daß seine Herrin ihm folgte. Wenn sie dann in die wohlbekannteste Chaussee einbog, ließ er vor Freude ein lautes Gebell, und wenn er gelentlich auch noch immer gern einen Radfahrer anbellte, den einen, der dann daherkam, bellte er nicht an.

Bertha und Marie waren in furchtbarer Aufregung. Ein Leutnant, ein wirklicher, leibhaftiger Leutnant war zu dem Papa ins Kontor gegangen, was konnte der da wollen? In ihrem Ueberseer achteten sie gar nicht auf die Kleine, auf Käte, die über eine Näherei gebeugt am Fenster saß und der das Herz bis an den Hals hinauf klopfte. Sie ärgerten sich nur über Peter, der erst laut heulend und winselnd an der Kontorthür kratzte und dann wie wild an Käte umsprang und an den Aeltern zerrte.

Was der Leutnant gewollt, erfuhr man nicht sogleich. Der Fabrikbesitzer Herrmann ging nach seinem Besuch schmunzelnd umher, zeigte sich aber allen Anzuspargen von Seiten seiner Frau und seiner beiden ältesten Töchter gegenüber taub. Nur manchmal blinzelte er Käte unbemerkt zu und streichelte Peter, dem Dackel, das Fell.

Die Erkundigungen, die der Papa über den jungen Leutnant, Fritz Scholz, eingezogen hatte, waren die denkbar besten. Er war ein solider, wohlhabender Mann, aus guter Familie. Sonntag Mittag kam er wieder, Papa hatte erst eine lange Unterredung mit Mama und Käte in der besten Stube gehabt, nach deren Schluß die Mama vor Freude weinte und Käte, gefolgt von ihrem Dackel, ihrem Leutnant in die Arme flogen durfte.

Bertha und Marie, die sonst immer so viel zu sagen hatten, wußten nicht, was sie sagen sollten. — Die Kleine, das Kind verlor und mit einem Leutnant! — Schließlich aber beruhigten auch sie sich wieder. Eine Verlobung bringt immer so viel mit sich, Gesellschaften, Besuche, neue Bekanntschaften, man konnte nie wissen, und sie saßen wieder neuen Muth.

Der Leutnant Fritz schenkte seiner Braut als erstes Brautgeschenk ein wunderschönes Damentab und dem Dackel Peter ein silbernes Halsband: Zu dritt zogen sie aus und lernten auf der Chaussee, wo sie sich gefunden hatten, das Radfahren. Käte war eine gelehrte Schülerin, sie konnte es bald; aber auch als sie schon beide sehr sicher waren, fuhr sie doch immer nur langsam, erstens damit man sich besser unterhalten konnte und zweitens, daß Peter sich nicht abrennen mußte.

Peter war überhaupt der Held des Tages. Radfahrer bestellte er natürlich immer noch an, dafür war er ja ein Dackel, der nie thut, was er soll, aber Fritz und Käte rechneten ihm diese Untugenden als Tugenden an, und wenn er mit flatternden Ohren kläffend auf so einen ahnungslos Daherstampelnden losfährt, sehen sie sich an und sagen: „Weißt Du wohl noch?“

Gute Ausrede. „Herr Nachbar, warum trinken Sie denn jetzt auf einmal allabendlich so viel Bier?“ — „Wissens, der Schneider hat mir den Anzug zu weit gemacht und da trink' ich ihn halt passend.“ Sarkastisch. Champagner-Fabrikant: „Gestern wurden mit zehn Körbe Champagner geflohen.“ Geschäftsfreund: „Da sollten Sie das Publikum vor Antauf deselben warnen!“

Au! „A: „Sehen Sie, das ist hier unser sprechender Papagei! Alles, was mein Mann zu mir sagt, spricht er sofort nach. (Zum Papageien): Nun, Vorz, was sagst Du denn?“ Papagei: „Reir Wort mehr, alte Schachtel, das bitte ich mir aus!“

Die Hohnkönigsburg und die Stadt Basel.

Ueber die vielgenannte Hohnkönigsburg

erfahren wir Wissenswertes durch eine Flugschrift des Baslers E. A. Stüdelberg, die infolge der Mai-fahrt des Basler Kunstvereins vom 24. Mai 1903 entstanden ist. Befondere Gewicht der Verfasser auf die Thatsachen, daß sich die Schicksale der Burg in verschiedener Weise mit denen der Stadt Basel berühren. Dem heute abendlichen Namen Hohnkönigsburg begegnet man nach seinen Ausführungen zum ersten Male im Jahre 1453. Bewohner der Burg war damals Hans von Westernach, der früher mit seinen Dienern im Sold der Stadt Basel stand; „Gänbel, die er mit dem Pfalzgrafen anfang, hatten die erste Eroberung der Burg zur Folge.“ Westernachs Nachfolger, die Gebrüder Rey von Lambsheim, waren brandschatzende, streitbare Raubritter. Um dem Unwesen ein Ende zu machen, erklärte ihnen die Stadt Basel und ihren Verbündeten den Krieg und belagerten die Burg vom 26. bis 29. Oktober 1462. Der Erfolg war eine Eroberung und gründliche Zerstörung der Festung, über die sich die Basler Rathsbücher wie folgt äußern: „1462 uff Samstag nach 11,000 jungfrauen Tage schidten wir einen Zug us mit 100 Fußknechten; von denen waren 40 aus den Nemtern und 60 von der Stadt. Und waren Hauptleute Hr. Hs. v. Flachstanden ritter burgermeister und Mr. J. Luft. Und schidten die Herren von der hohen Stuben Hr. Hs. von Berensfels ritter Altburgermeister mit 6 Pferden. Und lagen des Bischoffs von Strasburg und der Herrschaft Oesterreich Leute und viel ander Herren Leute auch davor; und geschah auch der Zug mit Wissen und Willen des Pfalzgrafen. Und war eine Hauptbüsche gen. der Drach durchgeführt. Und ward das Schloß genommen uff freitag nach Sant Simon und Judas und die uff dem Schloß waren, gingen in der vorderen Nacht davon.“ Der Chronist Appenweiser fügt dem bei, die Basler hätten 12 Wagen, 12 Karren mit Zeug, 6 Büchsen mit Steintugeln und etwa neun andere Wagen wohl mit 200 guten Gesellen und mit 30 Pferden vor die Burg geführt. Strasburg und Oesterreich hatte kein Volk, sondern nur Artillerie mit den Werkmeistern verlangt. Berensfels soll acht Pferde gehabt haben. Dienstag vor Allerheiligen zog auch das bischöflich baselische Volk aus mit 2 Wagen, 3 Karren Zeug und Tarisfen.

Soweit die Chronik der Stadt Basel. Im Jahre 1479 erwarben die Grafen Süsswald und Wilhelm von Tierstein, Sprossen eines Dynastengeschlechtes, das in der Schweiz bedeutende Besitzungen sein eigen nannte, die gebrochene Burg und begannen den Wiederaufbau. Wie sie dann in den Besitz Kaiser Max überging, infolge der abbauenden Geldnoth des Kaisers unter seinen Verwaltern (zuerst die Söhne Franz von Sidingen, dann ein Freiherr von Bollweiler, dem ein Fugger folgte) zurückging, um im dreißigjährigen Kriege ein Trümmerhaufen zu werden, ist hinlänglich bekannt. Stüdelberg nennt die Hohnkönigsburg einen schönen Typus spätmittelalterlicher Militärarchitektur und begrüßt es, daß sie durch die mit so großen Opfern unternommene Wiederherstellung kommenden Geschlechtern überliefert bleibt. Der romanische Bauepochen schreibt er die unteren Theile des Thurmes, der Umfassungsmauer, drei Fensterbogen vom ehemaligen Palais, rundbogige Thore und einen steinernen Sturz mit zwei Löwen aus dem zwölften Jahrhundert zu. Der Tiersteiner Zeit, d. h. dem Ende des Mittelalters entstammend hat Stüdelberg beinahe alles übrige; die höheren Bautheile, die Wohn- und Nebengebäude, die Erker, Wehnenfen, Konsolen der Wehrgänge, einige Gemölde, Einzelheiten wie Kamine, Eckarten und Läden und Fenster mit Kiel und Blendbögen.

Seine Auslegung. „Kannst Du Dir denken, daß unsere Köchin, die alte, magere, häßliche Person alle Tage den Besuch eines schmutzen Malergesellen empfängt?“ — „Ja, ja, es ist eine böse Zeit: Die Kunst geht noch nach Brot.“

Aus der Rolle gefallen. Richter: „Wenn Sie, wie Sie sagen, sonst kein Trinker sind, wie kommt es, daß Sie damals betrunken waren?“ Zeuge: „Ich kam in ein Wirthshaus, wo ein vorzüglicher Wein geschickt wird.“ Richter: „Vorzüglicher Wein — ah — wo ist das?“

Verfanni. Onkel: „Nimm mir's nicht übel, lieber Neffe, aber ich habe die Empfindung, als könntest Du es gar nicht erwarten, daß ich sterbe, um zu meinem Gelde zu kommen!“ Neffe: „Aber Onkel, da thust Du mir doch bitter unrecht! Müßt Du denn überhaupt durchaus zuvor sterben?“

U: „Sehen Sie, das ist hier unser sprechender Papagei! Alles, was mein Mann zu mir sagt, spricht er sofort nach. (Zum Papageien): Nun, Vorz, was sagst Du denn?“ Papagei: „Reir Wort mehr, alte Schachtel, das bitte ich mir aus!“